

Krüppellesben

Aktivismus und Subjektivierungen von Lesben mit Behinderungen in den 1980er und 90er Jahren

Elisa Heinrich

Lesbische Frauen* mit Behinderungen oder *Krüppellesben*, wie sich die Aktivistinnen selbst bezeichneten, positionierten sich mit ihren Forderungen sowohl in der Neuen Frauen- und Lesbenbewegung als auch in der Behindertenbewegung. Damit kritisierten sie ableistische ebenso wie misogyne und homophobe Strukturen und forderten selbstverständlich gewordene Konzepte von Selbstbestimmung und Emanzipation heraus. In diesem Beitrag sollen nicht nur die politischen Auseinandersetzungen im Kontext von Aktivismus, sondern auch die Selbstwahrnehmungen und Subjektivierungen von Lesben mit Behinderungen im Zentrum stehen. Wie verhandelten sie ihre Position, ihre Identität im Kontext unterschiedlicher sozialer Konstellationen? Wie dachten sie über Differenz/en und Gemeinsamkeiten in den jeweiligen Kontexten nach? Welche Selbstbilder und Subjektivierungspraktiken entwickelten sie? Welche Handlungsräume standen ihnen zur Verfügung? Die in diesem Handbuch gestellte Frage nach Differenzen in der queeren Zeitgeschichte lässt sich anhand der politischen Kämpfe und Subjektivierungen von Lesben mit Behinderungen besonders gut in den Blick nehmen. Die Beschäftigung mit dieser Gruppe fordert nicht nur Vorstellungen von Kollektiven, die sich an einem Identitätsmarker orientieren, heraus. In Frage gestellt werden auch gängige Annahmen darüber, welche Subjekte im Zentrum queerer Zeitgeschichten stehen.

Begriffe

Sprache ist machtvoll. Wie eine Gruppe bezeichnet wird, die vielfältigen Diskriminierungen in Geschichte und Gegenwart ausgesetzt war und ist, bzw. wie sich Personen dieser Gruppe selbst bezeichnen und beschreiben, ist deshalb von entscheidender Bedeutung. Diesen selbst gewählten Bezeichnungen selbstverständlich Gewicht zu geben, heißt auch, den von der Selbstbestimmt-leben-Bewegung geprägten Slogan »Nothing about us without us«¹ auf der Ebene von Sprache ernst zu nehmen. Mit dieser Programmatik wird ausgedrückt, dass die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen an allen sie betreffenden Prozessen und Strukturen unabdingbar ist.² Immer sollten wir uns in der Verwendung von Begriffen fragen, ob wir der Gruppe, über die wir nachdenken, *agency*, also Handlungsfähigkeit bzw. -macht, zuschreiben oder, ob wir dabei eine Perspektive einnehmen, die den hegemonialen Blick – in diesem Fall einen ableistischen oder heteronormativen Blick – auf diese Gruppe fortführt und die vermeintliche Ohnmacht der Subjekte verlängert. Im Rahmen einer emanzipatorischen historischen Forschung, als die sich queere Geschichte versteht, gilt dies sowohl für historische als auch für gegenwärtige Subjekte, denn wenn wir über Subjektivierungen in der Vergangenheit schreiben, hat das auch Folgen für den Status, die Selbstwahrnehmungen und Handlungsräume heutiger Akteur*innen.

Queere Menschen mit Behinderungen bezeichneten sich im Verlauf der Geschichte und je nach Kontext unterschiedlich. Statt im Folgenden für einen bestimmten Begriff zu argumentieren, sollen die verschiedenen Begriffe, die verwendet wurden bzw. werden, vorgestellt und über deren Implikationen reflektiert werden.

Krüppellesben ist ein Begriff, der von Aktivist*innen ab Anfang der 1980er Jahre selbstbewusst zur Eigenbezeichnung von Lesben mit Behinderungen genutzt wurde. Ähnlich wie andere ursprünglich diskriminierende Begriffe wie Lesbe, schwul oder queer wurde das Wort »Krüppel« von der Behinderungsrechtsbewegung in einer emanzipatorischen Absicht angeeignet, um ihm

¹ James I. Charlton, *Nothing About Us Without Us. Disability Oppression and Empowerment* (Berkeley: University of California Press, 1998).

² Siehe Gabriele Lingelbach und Sebastian Schlund, »Disability History, Version: 1.0«, *Docupedia-Zeitgeschichte*, 8.7.2014, http://docupedia.de/zg/Disability_History, (Zugriff am 2. Oktober 2023).

dessen abwertende, verletzende Qualität zu entziehen.³ Zugleich klang und klingt in diesem Begriff, so die Psychologin und Aktivistin Kassandra Ruhm, seine ursprüngliche Bedeutung nach: »Der Ausdruck ›KrüppelIn‹ soll die reale Distanz und das Machtverhältnis zwischen ›nichtbehinderten‹ und ›behinderten‹ Menschen nicht länger verschleieren.«⁴ Der Begriff wurde also nicht nur angeeignet, um ihn positiv zu wenden, sondern auch um die ihm inhärente Abwertung als Teil gesellschaftlicher Machtverhältnisse auszustellen.

Ab Ende der 1980er Jahre wurden weitere Bezeichnungen wie *Lesben mit Behinderung* oder *behinderte Lesben* geläufig, zu denen es bis heute unterschiedliche Auffassungen gibt: Während in dem Zusatz »mit Behinderung« die Bedeutung auf der zuerst genannten Identität »Lesbe« liegt und die Behinderung als nur eine zusätzliche Eigenschaft gewertet wird, wird mit »behinderte Lesben« der Fokus darauf gelegt, dass die betreffenden Personen nicht behindert *sind*, sondern von der Gesellschaft, von ihrer Umgebung in unterschiedlichster Weise behindert *werden*. Eine weitere Bezeichnung ist jene der *andersfähigen Lesben*, die aber vor allem von nichtbehinderten Lesben verwendet wurde, um den als diskriminierend empfundenen Begriff der Behinderung zu vermeiden. Diese Strategie wurde, so die Expertin für Queere DisAbility Studies Heike Raab, von Lesben mit Behinderungen allerdings kritisch gesehen, da sie reale Diskriminierungen lediglich verschleieren würde.⁵ Heute finden sich auch immer wieder Bezeichnungen wie Personen *mit Handicap* oder *mit besonderen Bedürfnissen* – beide werden von den damit bezeichneten Personen zum großen Teil als defizitorientiert, hierarchisierend und entpolitisierend abgelehnt.

In den letzten Jahren wurden auch spezifische Schreibweisen gebräuchlich, die bereits im Schriftbild einen Bruch mit bestimmten Erwartungen erzeugen wollen: So lenkt die Schreibweise *be/hindert* oder *BeHinderung* den Fokus auf das Hindern und damit auch auf das behindert *werden*, statt darauf, vermeintlich behindert zu *sein*. Zugleich adressiert diese Schreibweise

-
- 3 Zur Aneignung des Begriffs »Krüppel« siehe Anne Waldschmidt, »Interessenvertretung und politische Partizipation von Frauen mit Behinderung: Forschungsdefizite – Forschungsperspektiven«, in *Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik. Forschung – Praxis Perspektiven*, Hg. Birgit Warzecha (Hamburg: LIT Verlag 1997): 49–66, hier 53–54.
- 4 Kassandra Ruhm, »Vom Coming Out und von Lesben mit ›Behinderung‹«, <http://kassandra-ruhm.de/content/texts/KR99b.pdf>, 15, Zugriff am 10. Januar 2024.
- 5 Heike Raab, »Und sie bewegen sich doch. Krüppellesben!«, in *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*, Hg. Gabriele Dennert, Christiane Leidinger und Franziska Rauchut (Berlin: Querverlag, 2007): 182–285, hier 182.

etwas anderes als es in *Dis/ability* oder *DisAbility* der Fall ist – Formen, die im Englischen oftmals verwendet werden. Hier steht der Befähigung/dem Vermögen/der Ability die Nichtbefähigung/Behinderung/Disability gegenüber und lenkt damit den Blick auf die Beziehung der beiden Konzepte und den wechselseitigen Konstruktionsprozess. Um die Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen zu analysieren, hat sich mittlerweile der Ausdruck *Ableismus* durchgesetzt – er ist an den aus der US-amerikanischen Behindertenbewegung kommenden Begriff *ableism* angelehnt, der vor allem die Reduktion von Menschen auf bestimmte Fähigkeiten und Denkmuster kritisiert, die Nicht-Behinderung und uneingeschränkte Leistungsfähigkeit als Norm setzen.⁶

DisAbility History und Queer History verbinden

In den interdisziplinär angelegten DisAbility Studies und damit auch der DisAbility History wird Behinderung »in Abgrenzung zu den immer noch dominanten medizinischen und individualisierenden Definitionen und Normierungsversuchen vor allem als Produkt von Ausschlusspraktiken und Barrieren« bestimmt.⁷ Dieses Forschungsfeld analysiert gesellschaftliche Macht- und Gewaltverhältnisse und ist »mit Fragen nach sozialer und politischer Gerechtigkeit verknüpft«,⁸ die in diesem Rahmen betriebene Forschung soll also auch eine gesellschaftspolitische Wirkung haben. In vielerlei Hinsicht weisen die DisAbility Studies Ähnlichkeiten zu den Queer Studies auf.⁹ So kamen in beiden Feldern zentrale Anstöße für wissenschaftliche Auseinandersetzung aus sozialen Bewegungen, häufig waren und sind Aktivist*innen auch als Wissensproduzent*innen tätig. Damit verbindet sich auch die Frage,

6 Gut zugängliche Definitionen von Ableismus finden sich z.B. auf diesen Seiten: <https://diversity-arts-culture.berlin/woerterbuch/ableismus>, https://www.genderdiversity.hre.fu-berlin.de/ressourcen/y_glossar/ableism.html (Zugriff am 21. Oktober 2023).

7 Siehe den Positionstext von DiStA – Disability Studies Austria: Diskussionspapier: Behinderungsforschung, <https://dista.uniability.org/disability-studies/> (Zugriff am 2. Oktober 2023).

8 Ebd.

9 Heike Raab, »Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht«, in *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*, Hg. Anne Waldschmidt, Werner Schneider (Bielefeld: transcript, 2007): 127–150.

wem in welchen Zusammenhängen Expert*innenstatus zuerkannt wird, wer in welchen Konstellationen Forscher*in bzw. Beforschte*r ist.¹⁰ Nicht zuletzt kritisieren Queer Studies wie DisAbility Studies teleologische Narrative, die eine im 20. und 21. Jahrhundert voranschreitende Liberalisierung und eine stetige Verbesserung der sozialen Bedingungen und Lebenssituationen für die jeweiligen Gruppen postulieren – ignorieren diese Narrative doch Rückschläge und gegenläufige Entwicklungen sowie die Realitäten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Subsystemen.

Die DisAbility History verfolgt nicht nur den Anspruch, die Kategorie Behinderung zu historisieren, sondern rückt auch die Frage in den Blick, wie Wissen über den Körper produziert wird und welche Normierungsprozesse damit verbunden sind. Jahrzehnte herrschte in der Wahrnehmung von Menschen mit Behinderungen das sogenannte medizinische Modell vor: Dieses definierte Behinderung strikt entlang biomedizinischer und genetischer Paradigmen und in Abgrenzung zu als gesund und funktionierend konstruierten Körpern: »disability as a personal trait in need of ›correction‹.«¹¹ Ausgehend von aktivistischen Politiken entwickelte sich ab den 1970er Jahren das soziale Modell zu Behinderung, das zwischen *impairment* – der Behinderung durch körperliche, geistige oder psychische Besonderheit – und *disability* – der Kategorie struktureller, sozialer Benachteiligung – unterschied. ¹² Betont wurden hier erstmals, dass Behinderung in ein System machtvoller, gesellschaftlicher Asymmetrien eingebettet ist, das die Teilhabe dieser Gruppe auf vielfältige Weise verhindert. Maya Sabatello hält fest, dass das soziale Modell einen Dreh- und Angelpunkt für die Behindertenrechtsbewegung bildete:

»It empowered persons with disabilities to mobilize themselves for social change and enabled them to forcefully challenge repressive societal norms.«¹³

-
- 10 Petra Flieger, »Partizipatorische Forschung. Wege zur Entgrenzung der Rollen von ForscherInnen und Beforschten«, in *Perspektiven auf Entgrenzung. Erfahrungen und Entwicklungsprozesse im Kontext von Inklusion und Integration*, Hg. Jo Jerg, Kerstin Merz-Atalik, Ramona Thümmler und Heike Tiemann (Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 2009): 159–171.
- 11 Maya Sabatello, »A Short History of the International Disability Rights Movement«, in *Human Rights and Disability Advocacy*, Hg. Maya Sabatello und Marianne Schulze (Philadelphia: University of Pennsylvania, 2014): 13–24, 15.
- 12 Lingelbach und Schlund, »Disability History«.
- 13 Sabatello, »Short History«, 16.

Seit den 1990ern Jahren wurde schließlich ein weiteres, an kulturwissenschaftlichen Perspektiven orientiertes, Modell wichtig, das mit dem Anspruch antrat, keine Segmentgeschichte mehr schreiben zu wollen, sondern die sogenannte allgemeine Geschichte neu oder umzuschreiben. Mit der Soziologin Anne Waldschmidt stellt »[d]ieser Ansatz [...] nicht nur Behinderung, sondern auch ›Nicht-Behinderung‹ (sprich: Normalität, Gesundheit, Funktionsfähigkeit etc.) in Frage; die beiden Pole erweisen sich als höchst kontingente, im Grunde arbiträre Kategorien, deren Konturen eben gerade nicht trennscharf sind.«¹⁴ Mit dieser Richtung veränderte sich auch der Gegenstand der Forschung: nicht allein die marginalisierte Gruppe wurde ins Zentrum gerückt, vielmehr sollte eine kritische Perspektive auf die gesamte Gesellschaft und vor allem auf jene eingenommen werden, die von diesen Ausschlüssen profitieren. Über das kulturelle Modell ist nicht zuletzt der Körper als Ort eingeschriebener Differenzen (*embodied differences*), den es zu historisieren gilt, in den Mittelpunkt gerückt.¹⁵

Feministische und queere Perspektiven auf DisAbility

Im Rahmen intersektionaler Analysen lässt sich fragen, in welcher Weise bestimmte Kategorien wie Behinderung, Queerness oder *race* miteinander verschränkt sind, sich wechselseitig beeinflussen und hervorbringen. Wie Waldschmidt betont, firmiert die Kategorie Behinderung in der mittlerweile gut entwickelten Intersektionalitätsforschung häufig an den hinteren Plätzen oder wird unter »etc.« subsummiert.¹⁶ Zugleich hat eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf Behinderung und insbesondere der Fokus auf die Herstellung und normative Regulierung von Körpern vielfältige Anschlussstellen zu

¹⁴ Anne Waldschmidt, »Warum und wozu brauchen die Disability Studies die Disability History? Programmatische Überlegungen«, in *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*, Hg. Elsbeth Bösl, Anne Klein und Anne Waldschmidt (Bielefeld: transcript, 2010): 13–28, hier 19.

¹⁵ Sebastian Barsc und Elsbeth Bösl, »Disability History, Behinderung sichtbar machen: Emanzipationsbewegung und Forschungsfeld«, in *Zeithistorische Forschungen* 19, Nr. 2 (2022): 219–34, hier 221.

¹⁶ Anne Waldschmidt, »Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht«, in *Gendering Disability: Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, hg. Jutta Jacob, Swantje Köbsell und Eske Wollrad (Bielefeld: transcript Verlag, 2010): 35–60, hier 37.

feministischen und queeren Perspektiven geliefert. Anfang der 2000er Jahre orteten Theoretiker*innen wie Rosemarie Garland-Thompson eine grundlegende Transformation feministischer Theorien durch die Integration der Kategorie Disability.¹⁷ Der Zusammenhang von Heteronormativität und *able-bodiedness* wurde – beginnend mit Arbeiten von Robert McRuer – als zentraler Analysegegenstand der queeren Disability Studies begründet.¹⁸ Analysiert und kritisiert wird darin die enge Verknüpfung von körperlicher Gesundheit, Leistungsfähigkeit und auf Reproduktion abzielender Heterosexualität (insbesondere in neoliberalen Gesellschaften), entlang derer Körper normativ ausgerichtet und diszipliniert werden. Von Audre Lordes *Cancer Journals* bis Sara Ahmeds *Living a Feminist Life* haben Autorinnen in teils autobiografischer Form über die Schnittstellen von Behinderung, chronischer Krankheit und Geschlecht nachgedacht.¹⁹ Ann Cvetkovich legte mit *Depression – a public feeling* eine ebenfalls teils biografische, teils theoretische Arbeit vor, die sich gegen die Individualisierung psychischer Erkrankungen und für deren Verortung in gesellschaftspolitischen Kontexten aussprach.²⁰ Zuletzt wurden wissenschaftliche Auseinandersetzungen um diese Fragen vermehrt in Debatten um *queer temporality* eingeschrieben.²¹

Zusammenschlüsse und Aktivismus

Die politischen Aktivitäten von Lesben mit Behinderungen haben mehrere Ursprünge zu Beginn der 1980er Jahre: zum einen begannen sich zu die-

-
- 17 Rosemarie Garland-Thompson, »Integrating Disability, Transforming Feminist Theory«, *NWSA Journal* 14, Nr. 3 (2002): 1–32.
- 18 Robert McRuer, »Compulsory Able-Bodiedness and Queer/Disabled Existence«, in *Disability Studies. Enabling the Humanities*, hg. Sharon L. Snyder, Brenda Jo Brueggemann und Rosemarie Garland-Thompson (New York: Modern Language Association, 2002): 88–100, *Desiring Disability – Queer Theory meets Disability Studies, Journal of Lesbian and Gay Studies*, Robert McRuer, Abby Wilkerson, Hg. (Durham: Duke University Press, 2003).
- 19 Audre Lorde, *The Cancer Journals* (San Francisco: Spinsters, 1980); Sara Ahmed, *Living a Feminist Life* (Durham/London: Duke University Press, 2017).
- 20 Ann Cvetkovich, *Depression – a public feeling* (Durham/London: Duke University Press, 2012).
- 21 Siehe z.B. Mara Pieri, *LGBTQ+ People with Chronic Illness. Chroniqueers in Southern Europe* (London: palgrave macmillan, 2023), Alison Kafer, *Feminist, Queer, Crip* (Bloomington/Indiana: Indiana University Press, 2013).

sem Zeitpunkt innerhalb der noch jungen Behindertenbewegung Frauen* zu organisieren, die sich von den vermeintlich geschlechtsneutralen Anliegen der Bewegung nicht vertreten sahen.²² Ihre Zusammenschlüsse standen im Kontext der seit Ende der 1970er Jahre entstehenden *Krüppelgruppen*, die ihre Politik radikaler anlegten als frühere Interessensvertretungen und vehement gegen Normalisierungsansprüche argumentierten oder auch die Zusammenarbeit mit Personen ohne Behinderung ablehnten.²³ Insbesondere die Aktivitäten von Seiten offizieller Politik, die 1981 im von der UN ausgerufenen »International Year of Disabled Persons« stattfanden, wurden als zynisch empfunden und bedeuteten einen wesentlichen Motor der emanzipatorischen Behindertenrechtsbewegung.²⁴ Bei spektakulären Aktionen wie dem »Krüppeltribunal« in Dortmund, bei dem Aktivist*innen Anklage gegen Menschenrechtsverletzungen erhoben, wurde der Alltag von Menschen mit Behinderungen politisiert und Selbstbestimmung statt Aussoneration und Befürsorgung eingefordert.

Zum anderen entwickelten sich in den 1980er Jahren vermehrt Debatten über Differenzen innerhalb der Frauen- und Lesbenbewegung. Weitere soziale Kategorien wie *race* und *class* stellten verallgemeinernde Ansprüche und das lesbische Kollektivsubjekt in Frage.²⁵ Die Anliegen von Lesben mit Behinderungen blieben dabei allerdings meist unerwähnt.

22 Brigitte Faber, Martina Puschke und Weibernetz e.V., Hg., *25 Jahre Bewegung behinderter Frauen. Erfahrungen, Anekdoten, Blitzlichter aus den Jahren 1981–2006*, (Kassel: Selbstverlag, 2007), Pia Marzell, »Krüppelfrauengruppen«, *Digitales Deutsches Frauenarchiv*, 2020, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/krueppelfrauengruppen>, (Zugriff am 3.November 2023). Siehe auch die frühen Texte in der Krüppelzeitung, wie Theresia Degener, »Krüppelbewegung + Frauenbewegung – Jacke wie Hose?«, *Krüppelzeitung* Nr. 2 (1981): 14–17, die etwa schreibt »ich kann meine Frauemanzipation [sic!] nicht von meiner Krüppelemanzipation trennen« (14).

23 Lingelbach und Schlund, »Disability History«.

24 Zur Behindertenbewegung in Deutschland siehe Swantje Köbsell, »Eine Frage des Bewusstseins – Zur Geschichte der Behindertenbewegung in Deutschland«, in »Ich fühle mich wie ein Vogel, der aus seinem Nest fliegt.« *Menschen mit Behinderungen in der Erwachsenenbildung*, Hg. Tobias Erzmann und Georg Feuser (Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2001): 43–84, zu Österreich siehe Volker Schönwiese, »Geschichte und Strategie der Selbstbestimmt Leben Bewegung«, *Stimme. Zeitschrift der Initiative Minderheiten* 30, Nr. 115 (2020): 23–27.

25 Sabine_Hark, »Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe... oder? – Notizen zur Identität und Differenz«, in *beiträge zur feministischen theorie und praxis* Nr. 25/26 (1989): 59–71.

Daniela von Raffay und Ursula Eggli waren die ersten Aktivistinnen, die die Situation von lesbischen Frauen* mit Behinderungen in den Medien der Lesbenszene thematisierten.²⁶ Sie kritisierten, dass sie sich doppelt outen müssten: als Lesbe in der Mehrheitsgesellschaft und in der Behindertenbewegung und als Person mit Behinderung in der Lesbenbewegung.²⁷ Egglis autobiografisches Buch *Herz im Korsett* (1977), das zahlreiche Auflagen erfuhr, bildete – ebenso wie Luise Puschs Roman *Sonja* (1980) – einen zentralen Moment für die Auseinandersetzung mit Fragen von Behinderung innerhalb der Frauenbewegung.²⁸

Wie eine Reihe anderer Texte, die dieses Thema später behandeln, beginnt von Raffay ihren Artikel mit der eigenen Erfahrung, mit der Beschreibung des eigenen Körpers – in welcher Weise er ›abweiche‹ von den anderen lesbischen Körpern. Von Raffay beschreibt das Gefühl, in lesbischen Zusammenhängen andere Lesben nicht mit der eigenen Attraktivität (Körper, Kleidung etc.) überzeugen zu können, sie müsse mit anderen Mitteln auf sich aufmerksam machen: »Ich zwinge die anderen durch mein Verhalten dazu, sich mit mir auseinanderzusetzen, entweder mitzulachen, mitzureden, mitzumachen oder auch, sich über mich und mein lautes Gebaren aufzuregen – aber das bringt sie jedenfalls davon ab, sich an meiner Behinderung aufzuhalten.«²⁹

Ab Mitte der 1980er Jahre wurde die Kritik von Seiten lesbischer Frauen* mit Behinderungen an der politischen Lesbenszene lauter. Die *Politlesben* wurden mit dem Vorwurf der fehlenden Solidarität und Ignoranz konfrontiert, fanden doch Treffen und Veranstaltungen meist unreflektiert in nicht-barrierefreien Räumen statt, es fehlte an Gebärdendolmetschung und Materialien in Braille-Schrift. Auf den Plena der *Berliner Lesbenwoche* und des *Lesbenpfingstrefens* (später *Lesbenfrühlingstreffen*) kam es zu heftigen Diskussionen, die in dem Beschluss mündeten, die *Lesbenwoche* nur noch in barrierefreien Räumen statt-

26 Daniela (von Raffay), »lieber behindert als ›verhindert‹«, *Lesbenpresse* Nr. 5 (1977): 14–15; Wiederabdruck in: Dennert, Leidinger und Rauchut, Hg., *In Bewegung bleiben*, 89–90; Ursula Eggli, »Behinderte Lesbe«, in *LesbenStich* Nr. 1 (1983): 7.

27 Raab, »Krüppellesben«, 182.

28 Ursula Eggli, *Herz im Korsett. Tagebuch einer Behinderten* (Gümlingen: Zytglogge, 1977). Judith Offenbach, *Sonja. Eine Melancholie für Fortgeschrittene* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1980). Sonja erschien zuerst unter dem Pseudonym Judith Offenbach; 1998 machte die feministische Linguistin Luise Pusch öffentlich, dass sie die Autorin des autobiografischen Romans ist.

29 (von Raffay), »lieber behindert«, 89.

finden zu lassen.³⁰ Trotz des Beschlusses von 1987 blieben die Belange von Lesben mit Behinderungen allerdings unterrepräsentiert;³¹ so fand der Abschlussball der *Lesbenwoche* von 1989 wieder in einem nicht für alle zugänglichen Raum statt und wurde deshalb von einer Protestaktion der *Krüppellesben* begleitet. Die Aktivistinnen der Organisationsgruppe rechtfertigten ihr Vorgehen damit, nicht sie hätten »eine behindertenfeindliche Situation in Berlin geschaffen [...], sondern die Gesellschaft, in der wir leben.«³² Unter dem Titel »6 Jahre Ausgrenzung sind zuviel – die 7. Berliner Lesbenwoche nur noch in ›behindertengerechten‹ Räumen oder gar nicht« folgte in der Dokumentation zur *Lesbenwoche* von 1990 ein offenes Schreiben, das diese Scheinheiligkeit ebenso kritisierte wie die Tatsache, dass dieses Thema zwar immer wieder diskutiert, aber noch immer zu keinem konkreten Ergebnis geführt habe.³³

In den 1990er Jahren begannen sich *Krüppellesben* verstärkt selbst zu organisieren und ihre Anliegen in ersten Netzwerken zu institutionalisieren: 1993 wurde die erste *Krüppellesbengruppe* in Deutschland gegründet, im selben Jahr fand erstmals ein Kongress für gehörlose Lesben statt.³⁴ 1994 nahm das *Krüppellesbennetzwerk* seine Arbeit auf, das fortan jährlich auf den *Lesbenfrühlingstreffen* (LFT) zusammenkam. 1995 fiel eben dort der Beschluss, dass die LFT-Veranstaltungsräume ab nun rollstuhlgerecht sein müssten (Barrierefreiheit wurde zu diesem Zeitpunkt mit der Zugänglichkeit von Rollstuhlfahrenden gleichgesetzt). 1995 fand die *Berliner Lesbenwoche* mit dem Schwerpunktthema »Gegen Diskriminierung von Krüppellesben/Lesben mit ›Behinderungen‹«,³⁵ 1996 zum ersten Mal ein bundesweites *Krüppellesbentreffen* statt. Neue Konfliktlinien ergaben sich innerhalb der Lesbenbewegung allerdings entlang der Frage um die Finanzierung von Assistenzgruppen für Lesben mit Behinderungen und auch innerhalb der *Krüppellesben* entstanden vermehrt Debatten um das Thema Sicht-

30 Raab, »Krüppellesben«, 182.

31 »Anders«: Dokumentation der sechsten Berliner Lesbenwoche, Berlin 1990, 1.

32 Ebd., 145–147.

33 Ebd., 1.

34 Carolyn Gammon und Katharina Oguntoye, »Gehörlose Lesben«, in *Lesbenjahrbuch 1. Rücksichten auf 20 Jahre Lesbenbewegung*, Hg. Anke Schäfer und Kathrin Lahusen (Wiesbaden: Feministischer Frauenbuchverlag 1995): 189–194.

35 Caroline Gigitner, »Lernprozesse initiieren. Heuriger Schwerpunkt der 11. Berliner Lesbenwoche Anfang Oktober: gegen Diskriminierung von Krüppellesben/Lesben mit ›Behinderungen‹«, in *anschläge* Nr. 11 (1995): 22–23.

barkeit unterschiedlicher Formen von körperlicher Behinderung, chronischen Krankheiten und psychischen Erkrankungen.³⁶

»Lebendig statt normal«

Die ersten Ausgaben der Zeitschrift *IHRSPINN. Eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift*, die ab 1989 von einem Redaktionskollektiv mit Sitz in Bochum halbjährlich herausgebracht wurde, ermöglicht es, einige Aspekte der Reflexions- und Subjektivierungsprozesse lesbischer Frauen* mit Behinderungen in dieser Phase genauer nachzuvollziehen. Der Anspruch der Zeitschrift war, Raum sowohl für politische wie theoretische Auseinandersetzungen zu schaffen³⁷ – ihre Gründung fällt in eben jene Phase, in der ein lesbisch-feministisches ›Wir‹ und der Anspruch, über dieses ›Wir‹ handlungsfähig zu sein, verstärkt hinterfragt wurde. So widmet sich bereits die zweite Ausgabe von *IHRSPINN* dem Themenschwerpunkt »Unterschiede« (Heft 2, 1990), an dessen Beginn die Herausgeberinnen den Produktionsprozess zu diesem Heft reflektieren. Wie sollten sie die unterschiedlichen Differenzkategorien ins Heft einbringen und sichtbar werden lassen? Wer sollte worüber schreiben und welche Festlegungen würden damit eventuell verbunden: »Muß eine jüdische Lesbe immer über ihr Jüdisch-Sein, über Antisemitismus schreiben? Eine Behinderte über die Ausgrenzungen, die sie erfährt?«.³⁸ Sie schreiben vom »Dilemma, uns weder drücken, noch für andere sprechen, noch den ›Zuständigen‹ das Thema zuschreiben zu wollen.«³⁹ Unterschiede werden als »Machtunterschiede und Spaltungen« beschrieben, verbunden mit dem Wunsch, sie auch als »herausfordernde Vielfalt« lesen zu können: »Es gab und gibt die Angst: Wenn wir als kleine, unterdrückte Gruppe jetzt auch noch trennende Verschiedenheiten entdecken – was soll dann noch übrigbleiben?! Unterschied, so scheint es, kommt von Scheiden, und Scheiden tut weh.«⁴⁰

Die Auseinandersetzung mit einer marginalisierten Gruppe bringe immer auch Fragen nach der Norm zutage:

36 Raab, »Krüppellesben«, 183–184.

37 Siehe <http://ihrsinn.auszeiten-frauenarchiv.de/>, (Zugriff am 2. Oktober 2023).

38 »Was uns wichtig ist«, *Unterschiede. IHRSPINN* Nr. 2 (1990): 5–6, hier 5.

39 Ebd.

40 Karen Armbruster, »Warum nicht gleich? Für einen Analogienwechsel im Nachdenken über Unterschiede«, *Unterschiede*. in *IHRSPINN* Nr. 2 (1990): 7–12, hier 7, Herv. i. O.

»In jedem ›zum Thema Machen‹ steckt auch eine Reduktion auf das ›Spezielle‹, eine Aussage über Selbstverständlichkeiten: Wo Lesben ein extra Thema sind, ist Hetero-Realität selbstverständlich, wo Schwarz-Sein Thema wird, ist Weiß-Sein ›normal‹, wo über ›Behinderung‹ gesprochen wird, ist ›Gesund-Sein angenommene Realität.«⁴¹

Die Autorinnen der Texte dieses und eines weiteren Heftes zum Thema Krankheit – Gesundheit – Behinderungen mit dem Titel »Lieber lebendig als normal« (Heft 4, 1990) »benennen und bewerten das komplizierte und mehrdeutige Verhältnis zwischen den Identitäten als Kranke/Behinderte *und* als Lesbe«.⁴² Reflektiert werden also Privilegien und Nachteile, Unterdrückungen und Diskriminierungen, die sich unterschiedlich verstärken oder relativieren können. Auch auf der Ebene materieller Praktiken bemühte sich die *IHRSINN* um Barrierefarmut. So wurde die erste Nummer der *IHRSINN* auf Kassette gesprochen⁴³ – seit den Diskussionen um Barrierefreiheit in der Lesbenszene wurde die Zugänglichkeit von Texten über Audiomedien immer wieder gefordert und auch in anderen Zusammenhängen umgesetzt.⁴⁴

Daniela Beer schreibt in ihrem Text »[ü]ber die Ungleichheit von behinderten und nichtbehinderten Frauen« und stellt fest, dass die Ungleichheit »wirklicher und wirksamer« sei als die Gemeinsamkeiten.⁴⁵ Für ihren Untertitel wählt die Autorin den Satz »Aber als Frauen im Patriarchat sind wir doch alle irgendwie behindert!«, über den sie im Artikel weiter reflektiert: Sie vermutet hinter diesem Satz, wenn er von nichtbehinderten Frauen* ausgesprochen werde, zwar den Wunsch, sich mit behinderten Frauen* zu solidarisieren, allerdings beschreibt sie diese Solidarisierung als voreilig und wenig reflektiert:

»[D]ie Worte erzeugen in mir jedoch immer auch Wut, da eine Gleichheit beschworen wird, die real nicht existent ist – weder im Alltag noch im Bewußtsein von behinderten und nichtbehinderten Frauen und Lesben. Unser

41 Ebd., 10.

42 »Vorwort«, *Lieber lebendig als normal. IHRSINN* Nr. 4 (1991): 5–6, hier 5.

43 Gitta Büchner, »Eine unpersönlich/persönliche Vorbemerkung zum Thema Unterschiede«, *IHRSINN* Nr. 4 (1991): 17–21, hier 17f.

44 *Lila Schriften. Zeitschrift für lesbisch-separatistische Perspektiven* 2, Nr. 2 (1996): 1, 2.

45 Daniela Beer, »Über die Ungleichheit von behinderten und nichtbehinderten Frauen oder ›Aber als Frauen im Patriarchat sind wir doch alle irgendwie behindert!‹«, *IHRSINN* Nr. 4 (1991): 21–25.

Behindertsein wird durch solche Aussagen nicht ernst genommen, sondern verniedlicht. Trauer über die körperliche Einschränkung oder Wut über die gesellschaftliche Benachteiligung aufgrund unserer Behinderung wird uns damit nicht zugestanden [...]. Denn wenn alle Frauen ›irgendwie‹ behindert sind, darf die reale Ungleichheit zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen nicht wahrgenommen werden.«⁴⁶

Ein Beitrag von Gitta Büchner nimmt diese Frage aus einer anderen Richtung auf: sie thematisiert ihre eigene Identität als Asthmatikerin, Allergikerin und Neurodermitikerin und stellt damit über das Thema chronische Erkrankungen die Grenze zwischen »behindert« und »nicht behindert« in Frage. Wenn die Idee eines Aufweichens dieser Grenze auch positive Effekte haben konnte, ist damit – in der Argumentation Beers – allerdings die Gefahr verbunden, die spezifischen Erfahrungen von Lesben mit Behinderungen unsichtbar zu machen. Eine bedeutende Erfahrung, die in vielen Texten zum Ausdruck kommt, ist jene als Frau* mit Behinderung als geschlechts- und sexualitätslos zu gelten.⁴⁷ Beer berichtet von einer Kindheit, in der sie vor allem versuchte, »so nicht-behindert wie nur möglich zu werden bzw. zu erscheinen«⁴⁸ und reflektiert über den Druck, den sie als »leichtbehinderte« Frau bereits früh spürte, über möglichst viel Anpassung mit nichtbehinderten Frauen – vor allem »um die Gunst der Männer« – konkurrieren zu können. Dafür seien zwei Möglichkeiten offen gestanden: körperliche »Mängel« durch Intellekt auszugleichen oder als weiblich konnotierte Eigenschaften zu verbessern und zu kultivieren. Mit der Hinwendung zu Frauen habe sich ihre Selbstwahrnehmung zum Positiven verändert, zugleich erlebe sie ihre Identität als lesbische behinderte Frau weiterhin als an »nichtbehinderten« Idealen« orientiert.

Ausblick

Ende der 1990er brachte *die Randschau. Zeitschrift für Behindertenpolitik* ein Schwerpunkttheft mit dem Titel »queer. Lesbisch/schwul« heraus. Jutta Harbusch fragt in einem Gedicht »Was ist eigentlich die Mehrzahl von Coming

46 Beer, »Über die Ungleichheit«, 22.

47 Katja Ulbricht, »Minderheit in einer Minderheit?! Zu den Möglichkeiten einer erfüllenden Lebensgestaltung von Lesben und Schwulen mit Behinderungen« (Diplomarbeit, Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt, 2003).

48 Beer, »Coming Out«, 21.

Out?«. Als Überlebende von sexualisierter Gewalt, als Lesbe, als Person »mit veränderten körperlichen Fähigkeiten« sei sie »in den meisten Zusammenhängen [...] mindestens eine Randgruppe.« Es sei »[a]uch eine Art von Kraftrai-ning – dieses tägliche heraus- und vertreten – (mit) meiner Lebensrealität«.⁴⁹

Es sind genau diese Reflexionen über die eigene Subjektivität im Dickicht unterschiedlicher sozialer Kategorien, die in den nächsten Jahren hoffentlich zu einer verstärkten Auseinandersetzung der queeren Zeitgeschichte auch mit der Kategorie Behinderung führen werden. Sowohl in der queeren Geschichte als auch in der Intersektionalitätsforschung wurde noch nicht einmal begonnen, dieses Potential auszuschöpfen.

49 Jutta Harbusch, »Was ist eigentlich die Mehrzahl von Coming out?«, *Randschau* Nr. 2 (1998): 11.